

Nachtschattengewächse – Solanaceae

Renate Schmid

Zur Familie der Nachtschattengewächse zählen die in der Homöopathie wohl bekannten Pflanzen Belladonna, Hyoscyamus, Stramonium und Mandragora, die halluzinogen wirksame Alkaloide enthalten. Aber auch Nutzpflanzen wie Kartoffel, Tomate, Aubergine und Paprika gehören zu der ursprünglich in den südamerikanischen Anden beheimateten Pflanzenfamilie.

Die Familie der alkaloidhaltigen Pflanzen

Name

Der lateinische Name *solanaceae* kommt von *solumen* (Trost und Beruhigung), weil diese Pflanzen in alter Zeit als Schmerz- und Beruhigungsmittel eingesetzt wurden. Die deutsche Bezeichnung „Nachtschattengewächse“ soll der Überlieferung nach von dem alten Wort für Albtraum = „Nachtschaden“ herrühren. Die berauschende Wirkung der Pflanze namens Nachtschatten (*Solanum nigrum*) wurde im Mittelalter als Heilmittel gegen nächtliche Alpträume (Nachtschäden) benutzt. Eine andere, gegensätzliche Erklärung geht davon aus, dass der Nachtschatten tatsächlich Schaden verursacht. Die Blüte der Giftpflanze Nachtschatten verströmt nur nachts einen intensiven Duft, der beim Menschen zu Kopfschmerzen führen kann. Es käme also tatsächlich zu einer Art „nächtlicher Körperverletzung“, wenn man dem Nachtschatten zu nahe kommt. Schließlich wurde eine ganze Gattung von Pflanzen nach der Nachtschatten-Pflanze benannt.

Botanik

Die Nachtschattengewächse (*Solanaceae*) sind eine Familie der bedecktsamigen Blütenpflanzen mit gut 95 Gattungen und mehr als 2000 Arten. Sie wachsen als Kräuter oder kleine Sträucher. Ihre Blätter sind wechselständig, die Blüten haben eine radiale Symmetrie und einen charakteristischen Fruchtknoten, bestehend aus zwei Fächern, der schräg in der Blüte liegt. Die Früchte sind Beeren oder Kapseln. Solanaceen bevorzugen kalzium- und nitrogenhaltige Böden. An sonnigen trockenen Standorten entwickeln sie den höchsten Alkaloidgehalt. Solanaceen benötigen also Licht! Bei im Schatten wachsenden Pflanzen liegt der Alkaloidgehalt um das 6–8-fache niedriger.

Vorkommen und Nutzung

Nachtschattengewächse sind in Mittel- und Südamerika beheimatet, die Mandragora im östlichen Mittelmeerraum. In den Kaltgebieten der Erde kommen sie nicht vor. Man findet die Pflanzen häufig auf brachliegenden Feldern und Schuttplätzen.

Viele Solanaceen werden als **Nahrungspflanzen** genutzt, wie z.B. die Kartoffel (*Solanum tuberosum*), die Tomate (*Solanum lycopersicum*); auch Paprika (*Capsicum*) und Aubergine (*Solanum melongena*) gehören dazu. Als **Genusmittel** wird die Tabakpflanze (*Nicotiana tabacum*) verwendet. In der Heilkunde und zu diversen anderen Zwecken bediente man sich wiederum der **Giftpflanzen** dieser Familie – und dies nicht erst seit dem Mittelalter. Bereits die alten Perser und Ägypter kannten schon die Heilkräfte der gelben oder rotgoldenen Beeren der Alraune und die aphrodisierende Wirkung ihrer Wurzel¹. Als **Rauschdroge** bis in die heutige Zeit hinein gilt ferner der Stechapfel (*Datura stramonium*), der Schwarze Nachtschatten (*Solanum nigrum*), die Tollkirsche (*Atropa belladonna*) und das Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*), das Tollkraut (*Scopolia*) und die Alraune (*Mandragora*), ebenso die Pflanze Duboisia. Diese gedeiht nicht in Mitteleuropa und hat infolgedessen keinen deutschen Namen. Nicht zu vergessen ist auch der bittersüße Nachtschatten (*Solanum dulcamara*).

¹ Die Alraune wird (zusammen mit ungefähr 700 anderen medizinischen Pflanzen) im berühmten Papyrus Ebers aus der Zeit von 1700–1600 v. Chr. besprochen.

Die Nachtschattendrogen lassen sich deshalb in eine große Gruppe zusammenfassen, weil ihre wichtigsten Alkaloide durchwegs identisch sind, wenn auch bei den einzelnen Drogen wechselnde Konzentrationen und Zusammensetzungen und eventuell noch unbekannte Wirkstoffe das Bild erweitern.

Chemische Bestandteile – Alkaloide

Alkaloide sind in der Natur vorkommende, organische Verbindungen mit mindestens einem Stickstoffatom. Zu den Alkaloiden gehören zahlreiche pflanzliche Gifte. Selten ist in einer Pflanze nur ein Alkaloid enthalten, meistens findet man einen Komplex einander nahe stehender Substanzen. Bekannt sind heute einige Hundert Alkaloide. Als erstes Alkaloid wurde im Jahr 1803 von Friedrich Wilhelm Adam Sertürner (1783–1841), der damals Apothekerpraktikant in Paderborn war, das Morphin aus Opium isoliert. Später gelang die Isolierung weiterer Pflanzenalkaloide: Strychnin (1818), Chinin (1820), Coniin (1827), Nikotin (1828), Atropin, Hyoscyamin und Colchicin (1833).

Das bedeutendste Nachtschatten-Alkaloid ist **Atropin**, eine bitter schmeckende, in Wasser schwer, in Chloroform leicht lösliche Substanz, die in Prismen kristallisiert. Das zweitwichtigste Alkaloid der Nachtschattengewächse ist **Scopolamin**, welches bis heute in der Medizin als beruhigendes Mittel (mit Morphin kombiniert) angewendet wird. Noch 1967 hat Rudolf Degkwitz in seinem *Leitfaden Psychopharmakologie* darauf hingewiesen, dass kein zweites Mittel besser geeignet ist, erregte Geisteskranke schonend, aber sofort zu beruhigen (1,5 ml Scophedal i.m.), während die immer noch verwendeten Barbiturate (Luminal) erst viel später wirken und den Kranken durch einen oft tagelangen Kater (Nachwirkungen der Vergiftung) sehr stören.

Alkaloid-Wirkungen

Die psychoaktiven Nachtschattengewächse wirken durch Atropin, Hyoscyamin, Scopolamin, Apoatropin (das giftigste der fünf) und Mandragorin. Diese gehören zur Gruppe der Tropan-Alkaloide, die allesamt stark giftig sind. Die Wirkstoffkonzentration kann in den Pflanzen um bis zu 200% variieren.

In den einzelnen Pflanzen sind die Alkaloide wie folgt enthalten:

- **Belladonna:** (*S*)-Hyoscyamin, (*S*)-Scopolamin kommt nur in Spuren vor und trägt nicht zur Giftwirkung bei. Das als Wirkstoff angegebene Atropin entsteht nur durch Umwelteinflüsse oder bei der Isolierung des Alkaloids, indem sich (*S*)-Hyoscyamin in (*R*)-Hyoscyamin umwandelt. Das Gemisch, das aus gleichen Teilen von (*S*)- und (*R*)-Hyoscyamin besteht, bezeichnet man als Atropin, korrekter auch als (*R*, *S*)-Hyoscyamin.
- **Hyoscamus:** beträchtlicher Anteil an Scopolamin (bis zu 50%), geringer Anteil an (*S*)-Hyoscyamin.
- **Stramonium:** überwiegend das Alkaloid (*S*)-Hyoscyamin, kaum Scopolamin (nur in jungen Pflanzen), liegt in der Giftigkeit zwischen Belladonna und Hyoscyamus.

Halluzinogene Wirkung

Tropan-Alkaloide wirken halluzinogen. Die Rauschdauer beträgt meistens ca. 24 Stunden, psychisch verwirrte Zustände können bis zu einer Woche, Pupillenerweiterung bis zu 72 Stunden andauern. Die Nachtschattendrogen beginnen nach etwa sechs Stunden zu wirken. Die Aufnahme des Stoffes erfolgt ausschließlich oral. Während des Rausches tritt starke Euphorie und Erregung auf, sowie starke Halluzinationen – gelegentlich glaubt der Konsument, sich in ein Tier verwandeln zu können. Als körperliche (halluzinogene) Symptome treten auf: Pupillenerweiterung, Doppelbilder, Trockenheit im Mund und Rachen, Durstgefühl, Gleichgewichtsstörungen, Muskelzucken, Verwirrheitszustände und Schweißausbrüche. Überdosierung führt zu schwersten Vergiftungserscheinungen, erkennbar an fundamentalen Sinnestäuschungen, Erbrechen und Kreislaufkollaps.

Therapeutische Anwendungsgebiete

Die Tropanalkaloide werden ansonsten vor allem eingesetzt bei krampfartigen Beschwerden des Verdauungstrakts und der Gallenwege sowie in der Augenheilkunde. Sie wirken auf das vegetative Nervensystem und die glatte Muskulatur (Erschlaffung) und heben durch ihre krampflösenden Eigenschaften spastische Zustände auf. Auf das ZNS (@ oben) wirken sie motorisch erregend bzw. dämpfend (in hohen Dosen).

Es scheint so, als hänge die spezifische Wirkung diverser Nachtschattengewächse primär vom Verhältnis zwischen Atropingehalt und Scopolamingehalt ab.

Wirkprinzipien

Alle Tropanalkaloide wirken als kompetitive Antagonisten des Neurotransmitters Acetylcholin (Vaguswirkstoff), sie hemmen also die Tätigkeit des Parasympathikus, der auf folgende Organe und Strukturen einwirkt:

- **Herz:** Herzfrequenzverlangsamung (über Sinusknoten)
- **Gefäße:** Erschlaffung der Gefäßmuskulatur (Blutdruckabfall)
- **Glatte Muskulatur:** Kontraktion glatter Muskulatur (Bronchien, Darm, Uterus; ferner Mm. sphincter u. dilatator pupillae; mit Miosis bzw. Nahsichtstellung der Linse)
- **Förderung der Sekretion:** Zunahme der Sekretion der Speichel-, Bronchial-, Darm- sowie der Schweißdrüsen.

Atropin

Atropin ist das am meisten untersuchte Nachtschattenalkaloid. Es verhindert u.a. die Bindung von Azetylcholin, wodurch die Wirkung des Parasympathikus aufgehoben wird. Die Körperbewegungen werden durch Atropin nicht gehemmt. Besonders leicht ablesen lässt sich die Atropin-Wirkung durch die Pupillenerweiterung am Auge. Atropin entfaltet in höheren Dosen (1 bis 2 mg subkutan oder intravenös) eine ausgeprägte Kreislaufwirkung. Liegt, wie vor allem bei älteren Menschen, eine Koronarsklerose vor oder hat der Betroffene einen Herzinfarkt überstanden, kann das sehr gefährlich sein. Weiterhin wird die Speichelsekretion im Mund gehemmt (trockenes Gefühl) und es entwickeln sich Spannungszustände im Magen-Darm-Bereich und in der Gallenblase.

Scopolamin

Scopolamin zeigt ähnliche Wirkungen wie Atropin, wirkt aber auch stark zentral dämpfend, d.h. es beruhigt. Die zentralstimulierende Wirkung des Atropin tritt zurück. An körperlichen Symptomen ist im Gegensatz zu Atropin die Pupillenerweiterung und die Speichelbildung verstärkt. Auch die Bewegung des Darmtraktes ist durch die Einnahme von Scopolamin stärker verringert als bei Atropin.

Hyoscyamin

Den Namen hat das Hyoscyamin vom Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*). Dabei kommt es in den meisten Nachtschattengewächsen in der verhältnismäßig größten Menge vor. Das Hyoscyamin zerfällt bei der Trocknung zu Atropin. Die Wirksamkeit des Hyoscyamins soll doppelt so stark wie die des Atropins sein, d.h. die getrocknete Droge wirkt schwächer als die frische. Hyoscyamin löst anticholinerge Symptome aus wie z.B. gerötete und trockene Haut, Hyperthermie, Mydriasis, Tachykardie, motorische Unruhe, optische und akustische Halluzinationen, Angst, Erregungszustände, zerebrale Krampfanfälle, Somnolenz bis Koma, Atemdepression.

Weitere Alkaloide

Es gibt noch andere atropinähnliche Alkaloide, die jedoch immer nur in geringen Mengen vorkommen: Apoatropin, Belladonin und Cuskygrin. Bei den nicht-psychoaktiven Nachtschattenpflanzen auch Solanin und Nikotin. Das Solanin wird direkt unter der Schale gebildet und ist in den grünen Stellen der Solanaceen enthalten. Solanin ist ebenfalls giftig. Es kann in geringeren Dosen Magen-Darm-Beschwerden, bei höheren Konzentrationen auch

stärkere Vergiftungserscheinungen auslösen. Der Solaningehalt der Kartoffel ist besonders hoch in den Keimen, den so genannten „Augen“ und in der Schale und ist vom biologischen Alter der Pflanzen abhängig. Grüne Tomaten enthalten ebenfalls Solanin, hier Tomatin genannt. Bei größeren Mengen wird deshalb vom Verzehr grüner Tomaten abgeraten.

Nachtschattengewächse in der Mythologie und Heilkunde

Die „alte weise Frau“, die das Erbe der Druiden antrat, wusste noch mit den mächtigen Pflanzengeistern umzugehen. Ihr Glaube, dass in einer Giftpflanze eben zwei Geister wohnen, ein guter, den es zu befreien gilt und ein böser, den man durch umsichtiges Dosieren zügeln muss, hat sich bis heute erhalten.

Heilkunde und/oder Hexenpraktiken?

Irgendwann im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts machten die einst so geachteten „weisen Frauen“ den endgültigen Wandel zur gefürchteten „hexse“ durch. Die heiligen Frauen, die man rief, wenn es um Heil-, Fruchtbarkeits- oder Geburtszauber ging, standen nun in dem Ruf, Hagel, Seuchen und Wahnsinn über die Sippe zu bringen, der sie zuvor mit ihrer Erfahrung und mit ihrem weisen Rat beigestanden hatten. Von dem Zeitpunkt an, als das Christentum in Mitteleuropa Fuß gefasst hatte, musste man sich vor Hexenzauber schützen. Die Heilkunde und das Wissen um Kräuter und deren Zusammensetzung war schon immer ein elementarer Bestandteil jeder Kultur, aber nun bestimmte ein Gesetz, das ein Universitätsstudium für die Ausübung der Heilkunde voraussetzte. Aber Frauen wurden ebenso wenig zur Universität zugelassen, wie sie die Lizenz erhielten, eine Praxis zu eröffnen. Dies war ausschließlich den Männern vorbehalten. So wurden die „Heilerinnen“ in die Illegalität getrieben. Natürlich arbeiteten sie vor allem in den Dörfern weiter wie bisher – sie kannten es ja auch nicht anders - und die Heil- und Ratsuchenden gingen weiterhin zu den „Kräuterweibern“. Um auch noch den Rest der verbliebenen Frauendomäne zu unterbinden wurde abermals ein Gesetz geschaffen und es begann die Verfolgung der „Kurfuscher“, die bald zur Hexenverfolgung überging. Gerichtet wurde nach dem Motto: Was ein Arzt nicht heilen kann, müsse Hexenwerk sein. Im 14. Jahrhundert erklärte die Kirchendoktrin, dass eine Frau, die sich anmaße zu heilen ohne studiert zu haben, nur eine Hexe sein könne und deswegen sterben sollte. Die Kirche ging soweit zu behaupten, dass eine Frau, die heilende Kräfte besitzt, nur vom Teufel kommen könne, da Heilungen von Grund auf ein Übel seien – außer die Kirche oder männliche studierte Ärzte würden die Heilung durchführen. Diese Frauen wurden der Ketzerei angeklagt. Und eben jene Kräuter, die der Waldfrau oder Hebamme vormals zum Heilzauber dienten, gebrauchte man schließlich zur Abwehr ihres bösen Blicks. Sogar das Bilsenkraut wurde zum Schutz vor den Hexen über Stalltüren befestigt – allerdings nicht bevor es kirchlich geweiht wurde. Sicherlich konnten nur Teile des alten Wissens über die Kultpflanzen der „weisen Frauen“ die Scheiterhaufen überdauern. Doch aus den Überresten kann man mit Hilfe von Arzneiwirkungen, volksheilkundlicher Erfahrungswerte und Überlieferungen einen Teil der „Zauberkünste“ erneut beleben und nutzen.

Alraune (Mandragora)

Die Alraune ist eine der am frühesten in den medizinischen Schriften erwähnten Heilpflanze. Sie besitzt violette oder grünlich-gelbe Blüten und safranfarbige pflaumengroße Beeren.

Bereits in der Antike rankten sich um diese Pflanze viele Mythen und Gebräuche. Die Ägypter nutzten die Beeren als „Liebesäpfelchen“ oder als Grabbeigaben z.B. auch für Tut-ench Amun. Die gespaltene, rettichähnliche Gestalt ihrer Wurzel erinnert an Menschenbeine – daher auch der Name „Erdmännchen“. Pythagoras nannte die Pflanze „Anthropomorphos“ (= von menschlicher Gestalt). Im altdeutschen führten die Namen „alruna“ und „albruna“ zu den Begriffen „die Raunende oder Wissende“. In der Weltliteratur kommt die Alraune bei Mephisto in Goethes *Faust 2*, wie auch in Shakespeares *Romeo und Julia* (IV. Akt., 3. Szene) vor. Viele volkstümliche Namen sind erhalten: Glücks-, Heil-, Galgenmännlein, Schlafapfel, Hundsapfel, Tollkraut. Als Glücksmedaillon wurden Mandragora-Wurzeln noch bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts in Deutschland durch Händler verkauft. Sie verhiessen materiellen Reichtum, Gesundheit und Liebe. Ähnliches garantierten geschnitzte „Erdmännchen“ aus Ostpreußen und geweihte Alraunen aus Wallfahrtsorten der Steiermark. Oftmals wurden andere Wurzeln, wie z.B. die Karotte, als gefälschte „Erdmännchen“ für teures Geld an das abergläubische Volk verkauft, was durch alte Berichte über „Quacksalber-Prozesse“ überliefert ist. Ob die mit dem hebräischen „dudaim“ im 1. Buch Mose 3D, 14–15 die Mandragora gemeint ist, bleibt allerdings zweifelhaft, da die Pflanze in Mesopotamien nie wuchs. Aber sie wird noch zweimal in der Bibel erwähnt, einmal in der Genesis XXX, 14–16, als Rahel Ruben, dem Sohn Leas, die Mandragorafrüchte wegnimmt, um damit ihre Unfruchtbarkeit zu heilen, und ein andermal im Lied Salomon VII, 11–13, als die liebevolle, junge Sulamit, die häufiger als irgendein anderes weibliches Wesen von der Dichtkunst besungen wurde, ihren Geliebten einlädt, mit ihr hinaus in die Natur zu gehen. Dort, wo die Alraunen ihren Duft verströmen, schenkt sie ihm dann ihre Liebe; es liegt dabei eindeutig in ihrer Absicht, dass die Alraunen ihr einen besonders feurigen Liebhaber beschere sollen.

Bilsenkraut

Der Name Bilsenkraut soll auf das althochdeutsche „bilisa“ zurück gehen, das möglicherweise auf den keltischen Sonnengott Beal hindeutet, dessen Strahlen nicht nur Wärme und Licht, sondern auch den Tod bringen konnten. Aber auch den alten Griechen war das Kraut bekannt. So lässt Homer Odysseus mit Hilfe der Kirke, der Tochter des Sonnengottes, die die Gefährten mit ihrem Gesang anlockte, durch „Schweinekraut“ vergiften. Das berühmte Gastmahl aus Käse, Honig und Wein war mit Bilsenkraut vermischt. Nach dem Genuss verwandelten sich alle Männer der Sage nach in quiekende Schweine. Als Zahnschmerzmittel des Mittelalters, beschreibt der folgende Spruch seine Anwendung:

*„Willst du dein Zahn in gut Behafft,
Nimm Samen des Lauchs und Pilsensaft.
Verbrenn es und fange den Rauch davon
Und lenk es in den bösen Zahn.“*

Das Bilsenkraut war wohl das eigentliche Hexenkraut schlechthin. Der Brauch, Bilsenkrautsamen auf Kohle oder heißen Eisenplatten zu erhitzen, wurde schon von den griechischen Orakelpriesterinnen genutzt um die „göttliche“ Inspiration anzuregen. Später stellte man dann so genannte Schlafmittelschwämme zur Betäubung der Patienten vor Operationen her.

Der katalanische Arzt Arnaldus von Villanova (2. Hälfte des 13. Jh.) verabreichte vor einem schweren Eingriff Opium, Mandragorawurzel und Bilsenkraut und auch die Rezepturen von Paracelsus stützen sich auf die Alkaloide der Nachtschattengewächse. Im Mittelalter verstärkten die Bierbrauer die Alkoholwirkung des Bieres durch den Zusatz von Bilsenkrautsamen. Sie zogen das Bilsen wie auch andere Nachtschattengewächse in ihren Gärten und setzten es dem ursprünglichen „Pilsen“ zu, um so einen kräftigeren Rausch zu erzeugen. Die Gefährlichkeit der Bilsenkrautbiere wurde schon früh erkannt und im Jahr 1507 bestimmte eine Polizeivorschrift aus Eichstätt, dass den Brauern der Zusatz von Bilsensamen bei fünf Gulden Strafe verboten sei. 1516 wurde schließlich das „Bayerische Reinheitsgebot“

erlassen, das den Zusatz von Rauschpflanzen zum Bier verbot. Naturdrogenanhänger lassen sich davon bis heute nicht abschrecken und brauen sich immer noch „Bilsen-Met“.

Tollkirsche

Sie hat ihren Namen von „Atropa“, einer der drei Parzen (Schicksalsgöttinnen), die nach der griechischen Mythologie den Lebensfaden des Menschen abschneiden. Den Artnamen „Belladonna“ (schöne Frau) erhielt die Pflanze wegen der allseits bekannten pupillenerweiternden Wirkung des Beerensaftes, vom weiblichen Geschlecht bereits in der Antike als Augenkosmetikum genutzt. Der deutsche Name Tollkirsche weist auf den Inhaltsstoff Atropin hin, das „Tollheit“ auslöst. Weitere Namen, die im Volksmund vorkommen sind: Teufelsbeere, Schlafkirsche, Schlafkraut, Wolfsbeere, Irrbeere, Wutbeere, Deiwelskersche, Saukraut, Walkurbaum (weil jeder, der die Beeren aß, den Walküren anheim fiel). Die Pflanze hat glockenförmige, dunkelviolette Blüten und bringt schwarze Beeren hervor. In größeren Mengen eingenommen rufen sie Vergiftungserscheinungen und Sinnestäuschungen hervor. Zunächst jedoch stellen sich bewusstseinsweiternde Wahrnehmungen ein. Bei höherer Dosierung folgen völlige Betäubung und Tobsuchtsanfälle bis hin zum Tod. Theophrast von Eresos, ein Schüler von Aristoteles (gest. 287 v. Chr.) beschreibt schon im Altertum die Giftwirkung der Tollkirsche und ihre Anwendung als Mordgift. Sogar in einem Krieg spielte die Pflanze eine große Rolle: die Schotten besiegten ca. 1035 n. Chr. die Norweger, indem sie ihnen mit Tollkirschen vergiftete Speisen zukommen ließen.

Stechapfel

Die Blätter des *Datura stramonium* sind auch als Asthmablätter und Keuchblätter bekannt. Als Stechapfel bezeichnet man seine Früchte. Andere Namen sind: schwarzer Kreuzkümmel, Tollkörner, Darmkugel, Rauhapfel, Krötenmelde, Igelskolben, Stachelnuß, Hexenkamm. Die einjährige Pflanze erreicht eine Höhe von mehr als einem Meter. Der Stengel ist kahl, aufrecht und gabelartig verzweigt. Die Blätter sind buchtig gezähnt. Die weißen, selten hell violetten Blüten stehen einzeln, sind kurz gestielt und können eine Länge von bis zu 5 cm erreichen. Sie haben einen trichterförmigen Saum mit fünf Zipfeln. Die Samen entwickeln sich in einer eiförmigen stacheligen Kapsel, die innen vierlappig ist und im reifen Zustand eine braune Farbe enthält. In dieser Kapsel sind viele kleine, schwarze, nierenförmige Samen enthalten. Die Blütezeit beginnt im Juni, endet im August, die Früchte treten von Juli bis Oktober auf.

Schon um 300 v. Chr. wurde von der narkotischen und giftigen Wirkung des gemeinen Stechapfels berichtet. Von dem arabischen Arzt ABU SINA wurde die Pflanze um das Jahr 1000 n. Chr. zum ersten Mal medizinisch eingesetzt. In Übersee wurde der gemeine Stechapfel bei einigen Völkern für Halluzinationen und Rauschzustände verwendet. Neben dem Bilsenkraut und der Alraune gilt der Stechapfel als ein Mittel der „Hurenwirte, schlimmen Mädchenverführer und frecher Wollüstlinge“. Die Pflanze wurde erst im 16. Jahrhundert in Europa eingeführt und im Mittelalter wurde ihr Samen von Händlern in geringen Mengen dem Schweinefutter beigemischt, um die Tiere recht fett werden zu lassen. Andere Zeiten, andere Sitten, jedenfalls leitet sich der Name „Roßtäuscher“ von diesem Gebrauch ab. Vergiftungen traten durch den innerlichen Genuss des Asthmatees aus dem Kraut, statt dem inhalativen Gebrauch, auf. Die Pflanze ist ein beliebtes Rausch-, Mord- und Selbsttötungsmittel. Sie ist ein Bestandteil der so genannten K.O.-Tropfen der kriminellen Szene und dient als LSD-Ersatz. Das Staatliche Chemische Laboratorium in Agra (Indien) untersuchte 2728 Todesfälle durch *Datura*-Arten aus den Jahren 1950–65.

Volks- und Aberglaube im Mittelalter

In der europäischen Kultur hat sich die religiöse Funktion von Rauschdrogen wohl am längsten in den magischen Praktiken der so genannten Hexen erhalten. Während von einigen Ärzten und Psychiatern, u.a. auch Paracelsus, die Visionen der Hexen als Ausgeburd von Geisteskrankheiten angesehen wurden, haben Historiker und Religionswissenschaftler in diesem Kult Elemente heidnischer Kulturen gesehen. Der Bock beim „Hexensabbat“ ist wohl eher als Pan-Symbolik der weißen Fruchtbarkeitsmagie anzusehen, als das von der Kirche der damaligen Zeit dargestellte Satanssymbol. Aber leider war die Hexenjagd und Druidenhatz durch die Inquisition der katholischen Kirche so erfolgreich, dass nur noch vermutet werden kann, wie und wofür genau die weisen Frauen die Nachtschattengewächse gebrauchten. Z.B. spielten sie in den so genannten Hexensalben eine sehr wichtige Rolle.

Rezeptur der Hexensalbe des GIAMBATTISTA DELLA PORTA (1538–1615)²
4 Teile Lolium temulentum (Taumellolch = Schwindelhafer: Neurotoxine)
4 Teile Hyoscyamus niger (Bilsenkraut: Tropanalkaloide, u.a. halluzinogen)
4 Teile Conium maculatum (gefleckter Schierling: Coniin; verändert die Hautsensibilität)
4 Teile Papaver rhoeas (Klatschmohn: ungiftig, mild beruhigend)
4 Teile Lactuca virosa (Giftlöffel: haut- und schleimhautreizender Saft, resorptionsfördernd?)
4 Teile Portulaca (Büchelkraut: ungiftig, schleimhaltig, entzündungswidrig, reizlindernd)
4 Teile Atropa belladonna (Tollkirsche: Tropanalkaloide, u.a. halluzinogen)

Pro Unze (31,1 g) dieser öligen Schmiere wird eine Unze Opium beigemischt. Laut Selbstversuchen soll 1 Skrupel (1,3g) eine zweitägige „Reise“ garantieren.

Dämonologen stritten sich lange darüber, ob Hexen tatsächlich geflogen sind oder ob ihr Glaube, mit Hilfe böser Geister fliegen zu können, nur Einbildung war. Tatsache ist, dass Inhaltsstoffe der Nachtschattengewächse dafür verantwortlich sind, wenn die Halluzination entsteht „fliegen“ zu können. Auch waren es die Wunschvorstellungen der damaligen Zeit, Luftreisen zu machen und orgiastische Ausschweifungen, Verwandlungen und Wunder vorzugaukeln – die Vorstellungen waren so echt, dass der Betreffende sie nach dem „Trip“ für real erklärte und selbst Dichtung und Wahrheit nicht mehr auseinander halten konnte. Diese Wirkung bestätigen auch Selbstversuche von Wissenschaftlern aus den verschiedensten Jahrhunderten. Ein weiterer magischer Mythos, der für gewöhnlich mit der Hexenzauberei in Verbindung gebracht wird, ist die Metamorphose – der Glaube, dass Hexen und Zauberer sich selbst in Tiere verwandeln können. Beispiele hierfür werden sowohl in der Bibel als auch in der klassischen antiken Literatur zitiert. Dass es sich hierbei ebenso um Halluzinationen, ausgelöst durch die Rauschwirkung der Hexentränke oder Hexensalben handelt, ist wohl selbstredend. Allzu gut passte auch der giftige Schierling (*Conium maculatum*) zum christlichen Bild von der „venefica“ (lat. Giftmischerin) oder „malefica“ (lat. Schadenzauberin). Als Mordgift hat sein Saft eine lange Tradition. Schon in der griechischen Antike bediente man sich seiner, um politische Gegner aus dem Weg zu räumen. So brachte er es als Todestrank des Sokrates schließlich zu traurigem Ruhm (sicherlich eine der ersten schriftlich fixierten Arzneimittelprüfungen). Doch was hat der Schierling – auch Tollkirsche genannt – in Hexensalben zu suchen? Der Schierling gehörte in unseren Breiten mit zu den ersten Lokalanästhetika. Mit seinem betäubenden Saft bestrich man sich die Haut z.B. vor Amputationen. Dies gab Anlass zu der Spekulation, dass die Hexe, wenn sie sich damit salbte, das Gefühl hatte, sich in ein Tier zu verwandeln. Schierling verändert die Hautempfindung und verursacht ein Taubheitsgefühl, das in Kombination mit einem Nachtschattenrausch in der Tat Halluzinationen von Fell oder Federkleid bewirken kann. Manchmal vermittelt eine Schierlingsalbe auch das Gefühl, als ob ein kühler Windhauch über die Haut bliese.

² aus seiner „Magia naturalis von 1589:

Rauschdrogen in der heutigen Zeit

Als so genannte „Biodrogen“ oder „Naturdrogen“ bekannt, finden Nachtschattengewächse auch in unseren Breitengraden wieder zunehmend Anwendung. Für Unberufene ist der Ausflug in die andere Erlebniswelt jedoch keineswegs harmlos, lösen sie doch allzu leicht Drogenpsychosen aus. Bei labilen Persönlichkeiten endete die „Hexenreise“ daher schon so manches Mal in der Psychiatrie. Den meisten bleibt der Nachtschatten-Trip allerdings nur unangenehm in Erinnerung: Mundtrockenheit, Sehstörungen, motorischer Kontrollverlust, Kreislaufstörungen, Delirium und Kollaps sind vor allem an heißen Tagen vorprogrammiert. In anderen Kulturen werden nach wie vor Nachtschatten-Rauschgifte verwendet. So rauchen die Bewohner Schwarzafrikas die Blätter von *Datura fastuosa*. In Peru kocht man aus den Blättern von *Datura sanguinea* den „Tonga“ genannten Rauschtrank. Die australischen Eingeborenen kauen „Pituri“, die Blätter einer *Duboisia*-Art (*Duboisia hopwoodii*), die Indianer in Mexiko benutzen *Datura praecox* und *querafolia*, nordamerikanische Indianer wiederum *Datura meteloides*. In Indien und im Iran kennt man *Datura metel* und *Hyoscyamus muticus* und in Litauen hat man die *Scopolia carnicola*-Wurzeln als „Liebeszauber“ benutzt.

Gibt es denn etwas von Gott Geschaffenes,
das nicht mit einer großen Gabe begnadet wäre?
Das nicht dem Menschen zum Nutzen angewendet werden könnte?
Wer das Gift verachtet, der weiß nicht, was im Gift ist.
Gibt es überhaupt etwas, das nicht giftig wäre?
Alle Dinge sind Gift - und nichts ist ohne Giftigkeit.
Allein die Dosis macht, dass etwas giftig wird.
Paracelsus (1493–1541)

Literatur

Abraham, H., Thinner, J.: Hexenkraut und Zauberkraut. Urs Freund Verlag 1996
Donovan, F.: Zauberglaube und Hexenkult. Ein historischer Abriss. Goldmann, München 1974
Hesse, E.: Rausch-, Schlaf- und Genussgifte. Enke Stuttgart 1966
Madejsky, M.: Hexenpflanzen. In: Naturheilpraxis 10/97
Schmidbauer, W., vom Scheidt, J.: Handbuch der Rauschdrogen. Fischer, Frankfurt 1998
Wikipedia – Die freie Enzyklopädie, www.wikipedia.org
www.wi-inf.uni-essen.de
www.drogenring.org

Tipp:

Für Hexenpflanzen-Interessierte lohnt sich ein Ausflug zur Hexenpflanzen Ausstellung (Freiland) der Blumenschule Engler & Friesch, Augsburgstr. 62, 86956 Schongau, Tel. 08861/7373. Die Blumenschule verkauft und versendet auch zahlreiche Hexenkräuter im Topf.

Renate Schmid
Frühlingstr. 29
82178 Puchheim

Praxis für klassische Homöopathie seit 1991: Öffentlichkeitsarbeit für das Homöopathie-Forum e.V. und den BKHD (Bund klassischer Homöopathen Deutschlands).